

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 10

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Februar 1932

Heft 10

Vorfrühling.

Es fällt die Abenddämmerung
Vom Himmel nebelnd und weich,
Der laute Tag verstummet,
Einem müden Kinde gleich.

Nur unsichtbar hernieder
Vom Wipfel im leeren Hag
Durch raschelnde Blätter des Vorjahrs
Ruft einer Drossel Schlag.

Die Wolke löst sich rieselnd
In Tropfen feucht und sacht;
Auf einsamem Wege befällt mich
Die dunkelnd einsame Nacht.

Mir aber ist süß und sonnig
Von Träumen die Seele bewegt,
Wie selig vor seinem Geburtstag
Ein Kind zum Schlafen sich legt.

Wilhelm Jensen.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Wiebig.

(Fortsetzung.)

4

„Totte, ne, was biste groß jeworden,“ sagte Frau Rämke, „nu wird man woll bald ‚Sie‘ zu dich sagen müssen und ‚junger Herr‘?!“

„Nie!“ Wolfgang fiel ihr um den Hals.

Die Frau war ganz verduzt: war das denn noch der Wolfgang? Der war ja kaum wiederzuerkennen seit der Krankheit — so umgänglich! Und war er auch immer ein guter Junge gewesen, so zärtlich war er früher doch nie gewesen?! Und wie lustig er war, er lachte, seine Augen blinkerten ordentlich wie gepuht!

Wolfgang war voll Lebenslust und einer immerwährenden unbändigen Freude. Er mußte gar nicht wohin damit. Keinen Augenblick konnte er stille sitzen, in seinen Armen zuckte es, seine Füße scharren den Boden.

Er war der Schrecken des Lehrers. Die ganze,

sonst immer so musterhafte Quarta brachte der Junge aus Rand und Band, der eine Junge! Und dabei konnte man ihm eigentlich nicht einmal so recht von Herzen böse sein. In die Rücken des müden Mannes, der alle Tage dieselben Stunden, jahraus jahrein, auf demselben Katheder sitzen, dieselben Diktate diktieren, dieselben Aufgaben aufgeben, dieselben Lesestücke lesen lassen, dieselben Wiederholungen wiederholen mußte, mischte sich etwas wie eine leise Wehmut, die den Tadel milderte: ja, das war Daseinsfreudigkeit, Gesundheit, Frische, unverbrauchte Kraft — das war Jugend!

Wolfgangkehrte sich nicht an die Vorwürfe, die man ihm machte, er hatte nicht den Ehrgeiz, unter den Ersten der Klasse zu sein. Er lachte den Lehrer aus und konnte sich nicht einmal zwingen, betrübt den Kopf zu senken, als ihm

die Mutter, in nervöser Erregtheit, eine schlechte Zensur vorm Gesicht hin und her schwenkte: „Also dafür quält man sich so mit dir?“

Wie ehrgeizig die Frauen sind! Schlieben lächelte; er nahm's ruhiger. Nun, er hatte ja auch nicht die Plage davon gehabt wie Käte. Sie hatte sich, seitdem der Junge so viel durch seine Krankheit versäumt hatte, jeden Tag mit ihm hingesezt und geschrieben und gelesen und gerechnet und Vokabeln gelernt und Regeln und unermüdlich wiederholt und, neben den Schulaufgaben, selber noch Übungsaufgaben gestellt, und es so fertig gebracht, daß Wolfgang, trotz der wochen- und wochenlangen Schulversäumnis, doch Ostern mit nach Quarta versetzt wurde. Erleichtert hatte sie aufgeatmet: ah, ein Berg war erklommen! Aber der Weg ging trotzdem jetzt nicht eben fort. Als die ersten Anjeln im Garten sangen, war er als fünfzehnter versetzt worden — also ein Durchschnittsschüler —, als die erste Nachtigall schlug, war er nicht mehr in diesem Durchschnitt, und als der Sommer kam, gehörte er zu den Besten der Klasse.

Es war zu verlockend, im Garten zu säen, zu pflanzen, zu gießen, auf dem Rasen zu liegen und sich den warmen Sonnenflimmer über den Leib rinnen zu lassen; besser noch, draußen umherzuschwärmen an den Waldrändern, oder im See zu baden, weit hinauszuschwimmen, so weit, daß ihm die andern Jungen zuschrien: „Komm' zurück, Schlieben, du versäufst!“

„Freu' dich doch, daß er so munter ist“, sagte Paul zu Käte. „Denke doch dran, wer hätte, vor einem halben Jahr noch, gedacht, daß er sich so erholen würde?! Es ist ein Glück, daß er kein Stubenhocker ist. Viel frische Luft hat Hofmann gesagt, viel freie Bewegung. Ohne Schädigungen der Konstitution geht eine so schwere Krankheit nicht ab!“ Also wählen wir von zwei Übeln doch das kleinere — freilich, der Bengel muß wissen, daß er nebenbei doch seine Schuldigkeit zu tun hat!“

Das ließ sich schwer vereinen. Käte fühlte sich machtlos werden. Wenn des Knaben Augen, blank wie dunkle Beeren, begehrten: „laß mich hinaus“, wagte sie ihn nicht zurückzuhalten. Sie wußte, er hatte seine Arbeiten noch nicht fertig, vielleicht noch nicht einmal begonnen; aber hatte Paul nicht gesagt: „man muß von zwei Übeln das kleinere wählen“, und der Sanitätsrat:

„ohne Schädigungen geht eine so schwere Krankheit nicht ab; viel Freiheit“ —?!

Eine jähe Angst erfaßte sie um sein Leben; noch waren die Schrecken der Krankheit nicht verwunden. Ach, diese Nächte! Diese letzten furchtbaren Stunden, in denen nach dem heißen Bad das Fieber höher und höher gestiegen war, der Puls gerast und das arme Herz gejagt hatte, bis endlich, endlich das Eis aus dem See Kühlung gebracht und ein Schlaf sich gesenkt hatte, der, als im Osten der Himmel rot zu werden begann und ein neuer Tag durchs Fenster hereinschaute, sich in einen wohlthätigen, wunderwirkenden Schweiß löste.

Sie mußte den eben Genesenen laufen lassen.

Aber daß er sich Cilla an den Arm hing, wenn die abends noch einen Gang zu machen hatte, daß er ihr schleunigst nachlief, wenn sie nur einen Brief zum Kasten trug, oder daß er ihr einen Stuhl heranschleppte, wenn sie sich mit ihrem Gluckforn unter den Fliederbusch an der Küchentür setzen wollte, das war nicht zu dulden. Als Käte erfuhr, daß Cilla an ihrem Ausgangssonntag nicht weiter gegangen war als bis zu den nächsten Kiefern am Waldrand und dort mit dem Knaben stundenlang im Grase gefessen hatte, gab es eine Szene.

Cilla weinte bittere Tränen. Was hatte sie denn getan?! Sie hatte Wölfschen doch nur von „zu Hause“ erzählt!

„Was geht ihn Ihr „zu Hause“ an?! Er soll sich um seine Sachen kümmern, und Sie kümmern sich um die Ihren!“ Käte war im Zuge, noch mehr herauszusprudeln, zu schreien: „Lassen Sie solche Vertraulichkeiten, ich dulde sie nicht“, aber sie bezwang sich, wenn auch nur mit Mühe. Sie hätte dieses rundwangige, helläugige Mädchen, das so dreist blickte, ins Gesicht schlagen mögen. Da war selbst Frida Lämke noch vorzuziehen!

Aber Frida ließ sich jetzt nicht mehr so oft sehen. Sie trug schon den Rock lang bis zum Knöchel und ging in den Freistunden, die ihr die Schule ließ, zum Nähkursus, und wenn sie eingeseget war, Ostern übers Jahr, dann sollte sie, wie sie mit großer Wichtigkeit sagte, „nach's Geschäft“.

„Ich kündige ihr“, sagte Käte eines Abends, als Cilla eben den Tisch abgedeckt hatte und sie ganz allein mit ihrem Mann saß.

„So?“ Er hatte gar nicht recht hingehört.
„Warum denn?“

„Darum!“ Ein unterdrückter Ärger vibrierte im Ton der Frau — mehr als das, eine leidenschaftliche Erregung. Ihre sonst goldbraunen, milden Augen wurden dunkel und blickten finster in sich hinein.

„Du zitterst ja förmlich! Was ist denn nun schon wieder?!“ Verstimmt legte er die Zeitung hin, die er eben hatte lesen wollen. Da war wieder etwas mit dem Jungen los; nur dann erregte sie sich so!

„Es geht nicht länger!“ Ihre Stimme war hart, hatte jeden Schmelz verloren. „Und ich dulde es nicht! Denke dir, als ich heute nach Hause komme — ich war gegen Abend eine Stunde fort, kaum eine Stunde —, Gott, Gott, man kann sich doch nicht immer zur Aufpasserin machen, man erniedrigt sich ja vor sich selber!“ Leidenschaftlich verschlang sie die Hände, presste sie so heftig ineinander, daß die Knöchel ganz weiß wurden. „Ich hatte ihn an seinem Pult gelassen, er hatte so viel auf, und als ich wiederkomme, war kein Strich gemacht! Aber unten, hinten vor der Küchentür, da — da höre ich sie!“

„Wen denn?“

„Nun, Wolfgang und die — die Cilla! Kaum bin ich fort!“

„Nun — und ?!“

Sie hatte geschwiegen, seufzend, in einem tiefen Kummergefühl, das den Bohn aus ihren Augen verjagte.

„Er legte ihr von hinten den Arm um den Hals! Und hat sie geküßt! Liebes Cillchen! Und sie zog ihn an sich, nahm ihn fast auf den Schoß — dazu ist er viel, viel zu groß — — und redete immer in ihn hinein!“

„Hast du verstanden, was sie sagte?“

„Nein. Aber sie lachten. Und dann gab sie ihm einen Klaps gegen die Rehrseite — du hättest es nur sehen sollen! — und dann er ihr. Hin und her ging das. Ist das passend?!“

„Das geht zu weit, da hast du recht! Aber schlimm ist es nicht. Sie ist eine gute, noch ganz unverdorbene Person, er ein dummer Junge. Darum wirst du das Mädchen doch nicht entlassen? Ich bitte dich, Käte! Haben sie dich bemerkt?“

„Nein!“

„Nun, dann tu' auch nicht dergleichen. Das

ist viel klüger. Ich werde mir den Jungen schon mal bei Gelegenheit vornehmen!“

„Und du meinst, ich könnte — ich kann — ich muß sie nicht entlassen?“ Käte war ganz kleinlaut geworden gegenüber seiner Ruhe.

„Dazu liegt gar kein Grund vor!“ Er war völlig überzeugt von dem, was er sagte, und wollte wieder zu seiner Zeitung greifen. Da fing er ihren Blick auf und streckte ihr die Hand über den Tisch hin: „Liebes Herz, nimm nicht alles so schwer! Du verkümmerst dir ja das Dasein — dir — dem Jungen — und — ja, auch mir! Nimm's leichter! — So, und nun will ich endlich mal zu meiner Zeitung kommen!“

Käte stand leise auf — er las ja! Sie hatte ihm ihre Hand nicht gelassen. Seine Ruhe verletzte sie. Das war schon mehr als Ruhe, das war Gleichgültigkeit, Lässigkeit! Aber sie wollte nicht lässig sein, nein, sie wollte nicht müde werden!

Und sie ging ihrem Knaben nach.

Wolfgang war schon oben in seinem Zimmer. Er war zwar noch an Cilla, die unten in der Küche das Geschirr abtrocknete, leise von hinten herangeschlichen, hatte sie gezwickelt, sie dann mit beiden Armen umfangen und um eine Geschichte gebettelt: „Erzähl' mir was!“ — aber sie hatte nicht gewollt.

„Ich weiß nichts!“

„Ach, erzähl' mir doch! Von der Prozeßion! Oder wenn's nur von eurer Sau ist! Wieviel hatte die doch 's letzte Mal geworfen?“

„Dreizehn!“ Der Frage war zwar nicht zu widerstehen, aber doch blieb Cilla wortfarg.

„Rahbt eure Ruh auch dieses Jahr? Wieviel Röhre hat denn der größte Bauer bei euch? Weißt du, der unten an der Warthe, der Hauländer! Sag' doch?!“ Er wußte ganz genau Bescheid, kannte alle Leute bei ihr zu Hause und alles Vieh. Er konnte nie genug davon erzählen hören und von dem Land, über das die Glöckchen himmeln zur Frühmesse und zur Vesper oder tief und feierlich rufen am Sonntage um die Hochamtszeit. Vom Lande hörte er zu gern erzählen, von Ackerbreiten, auf denen blauer Flachs und goldner Roggen steht, von blauenden Waldstrichen am Horizont, von weiten, weiten Heidestrecken, auf denen die Bienen emsig über blühendem Kraut summen und abends an stillen Wässern, wenn Himmel und

Sonne sich rot darin spiegeln, der Sumpfvogel schreit.

„Erzähl' davon!“ Er bettelte und drängte.

Aber sie blieb unlustig und schüttelte den Kopf: „Nee, geh schon, nee, ich will nicht! Die Frau hat mer heute abend wieder so angesehen — ach, so — nee! Ich glaube, sie will mer wohl kündigen!“

Verdrießlich war er in sein Zimmer hinaufgeschlichen und hatte sich ausgekleidet. Er war so daran gewöhnt, er konnte gar nicht gut schlafen, wenn Cilla ihm nicht vorher etwas erzählt hatte. Dann schlief er so sanft ein und träumte so wunderschön von weiten Heide Strecken, die rot blühten, von stillen Wassern, an denen der Sumpfvogel schrie, den er jagen ging.

Ach, die Cilla, was die nur heut' hatte! Wie dumm! ‚Die Frau wird mer kündigen‘ — Unsinn, als ob er das litte! Und er haßte die Gauft.

Da knarrte die Tür.

Er reckte den Hals: war sie's, kam sie doch noch?! Die Mutter war's. Geschwind schlüpfte er ins Bett und zog die Decke bis an die Stirn. Möchte sie denken, er schliefe schon!

Aber sie dachte das nicht, sondern sie sagte: „So, bist du noch wach?“ und setzte sich auf den Stuhl beim Bett, auf dem seine Sachen lagen. Da saß auch sonst immer die Cilla. Er verglich im stillen die beiden Gesichter. Ah, die Cilla war doch viel hübscher, so weiß und rot, und hatte Grübchen in ihren dicken Backen, wenn sie lachte, und war so vergnügt! Häßlich war die Mutter zwar auch nicht!

Er hatte sie aufmerksam betrachtet; und da überkam es ihn plötzlich mit einem ihm sonst gänzlich unbekannten Gefühl: ach, sie hatte ja so schmale Backen! Und an den Schläfen herunter das weiche Haar — das war ja — das —

„Du wirst ja grau“, sagte er auf einmal, förmlich erschrocken, und streckte den Finger aus: „Da, ganz grau!“

Sie nickte. Ein Zug des Unbehagens verlängerte ihr Gesicht und ließ es noch schmaler erscheinen.

„Du müßtest mehr lachen“, riet er. „Dann sähe man gar nicht, daß du Falten hast!“

Falten — ach ja, Falten! Mit einer nervösen Bewegung fuhr sie über die Stirn. Was Kinder für unbarmherzige Augen haben! Mit Jugend und Schönheit war's wohl endgültig

vorbei — den letzten Rest aber, den hatte der Knabe hier genommen! Und wie ein Vorwurf klang's: „Das machen die Sorgen. Deine schwere Krankheit und — und —“ sie stockte, sollte sie jetzt von dem anfangen, was sie so beunruhigte? „Und da ist noch manches andre“, schloß sie mit einem Seufzer.

„Das glaub' ich wohl“, sagte er unbefangen. „Du bist ja auch schon alt!“

Nun, ehrlich war er, das mußte man gestehen; aber ohne eine Spur von Zartgefühl! Sie konnte eine leise Gereiztheit nicht unterdrücken; es war nicht angenehm, sich von seinem Kinde an sein Alter erinnern zu lassen. „So alt bin ich denn doch noch nicht“, sagte sie.

„Na, so alt meine ich ja auch gar nicht. Aber doch viel älter als ich oder die Cilla zum Beispiel!“

Sie zuckte zusammen — immer kam er mit dieser Person!

„Die Cilla ist ein hübsches Mädchen, findest du nicht, Mutter?“

Der Ärger überkam sie so heftig, daß sie sich nicht mehr in der Gewalt hatte. „So?“ sagte sie kurz und stand auf. „Sie zieht zum ersten Oktober!“

„Sie zieht?! Oh nee!“ Er starrte sie ungläubig an.

„Doch, doch!“ Sie kam sich grausam vor, aber konnte sie denn anders sein? Es lag ein so großes Erschrecken in seiner Ungläubigkeit. „Sie zieht; ich kündige ihr!“

„Oh nee, das tust du ja nicht!“ Er lachte. „Das tust du ja doch nicht!“

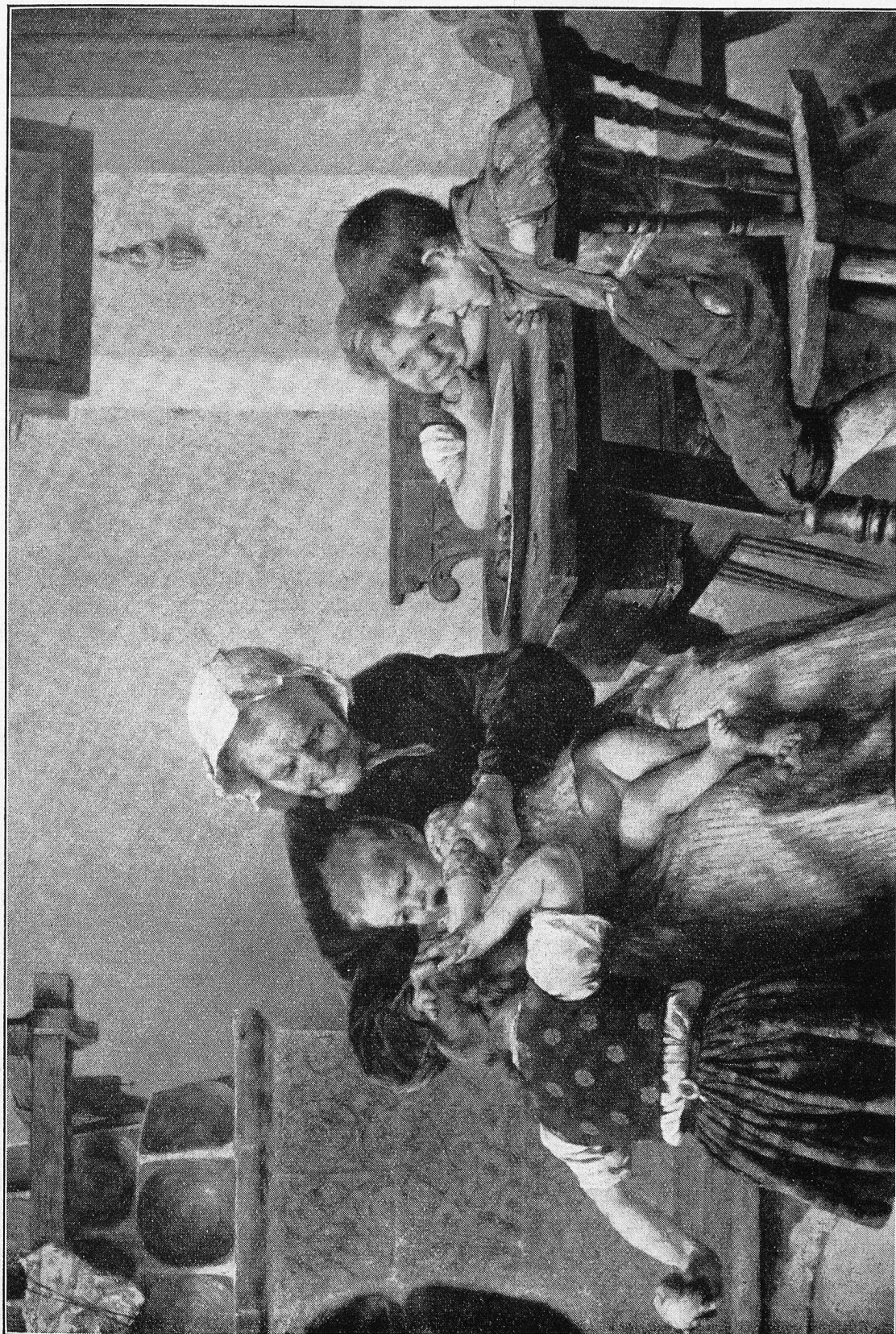
„Ja, das tue ich!“ Auf jedes Wort legte sie einen besonderen Nachdruck; es klang unumstößlich.

Er schüttelte noch immer ungläubig den Kopf: das konnte ja gar nicht sein! Aber dann fiel ihm auf einmal Cillas gedrücktes Wesen wieder ein und ihre Worte am heutigen Abend — ‚Sie will mer wohl kündigen!‘ „Nein, das tust du nicht!“ Mit einem Ruck setzte er sich im Bette auf.

„Ich werde dich nicht fragen!“

„Nein, du tust es nicht, du tust es nicht“, schrie er. Cillas Gestalt stand auf einmal vor ihm, ihre treuherzigen Augen sahen ihn traurig an — sie gefiel ihm so wohl — und sie sollte gehen?! Eine Wut kam über ihn.

„Sie soll nicht gehen, sie soll nicht gehen“, heulte er auf und schrie es laut und lauter:



U. Safobides: Kinderfreit.

„Sie soll nicht gehen!“ Er warf sich hintenüber, reckte sich lang, stieß in einem sinnlosen, nicht zu bezeichnenden Empfinden mit den Füßen gegen die Bettstatt, daß die in allen Fugen frachte.

Käte war erschrocken; so heftig hatte sie ihn nie gesehen. Aber wie recht hatte sie! Sein Benehmen zeigte ihr's deutlich. Nein, sie durfte sich nicht grausam schelten, wenn auch seine Tränen flossen; es war notwendig, daß die Cilla ging! Aber er tat ihr leid.

„Wölschen,“ sagte sie überredend, „aber, Wölschen!“ Sie versuchte ihn zu besänftigen und zog ihm mit liebevoller Hand die heruntergefallene Decke wieder herauf. Aber sowie sie ihn berührte, stieß er sie von sich.

„Wölschen — Wölschen — du mit deinem Wölschen! Als ob ich noch ein kleines Kind wäre! Ich heiße Wolfgang. Und du bist ungerrecht! Neidisch! Du willst nur, daß sie geht, weil ich sie viel lieber habe, viel lieber als dich!“

Er schrie es ihr ins Gesicht, das tief erblaßte. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie aufschreien vor Schmerz. Sie, die sie so viel um ihn gelitten hatte, setzte er hinten an?! Jetzt fielen ihr auf einmal, brennend und unausstilgbar, alle die Tränen ein, die sie schon um ihn vergossen hatte. Und von all den schweren Stunden der Krankheit war keine so schwer gewesen wie die jetzige.

Sie vergaß, daß er noch ein Kind war, ein ungezogener Junge. Hatte er es denn nicht selber gesagt: „Ich bin kein Kind mehr?!“ Unverzeihlich erschien ihr sein Benehmen. Ohne Wort ging sie zur Tür hinaus.

Er sah ihr betroffen nach: hatte er sie gekränkt?! Plötzlich kam ihm das Bewußtsein davon — o nein, das wollte er nicht! Schon hob er die Füße aus dem Bett, um ihr auf nackten Sohlen nachzulaufen, sie am Kleide festzuhalten, zu sagen: „Du, bist du böse?!“ — da fiel ihm die Cilla wieder ein. Nein, das war doch zu schlecht von ihr, daß sie die gehen hieß!

Sich weinend unter die Decke verkriechend, faltete er die Hände. Cilla hatte ihm gesagt, daß man zur heiligen Jungfrau beten müsse, zu jener lächelnden Frau im blauen Sternemantel, die, mit der Krone auf dem Haupt, über dem Altar thront. Die heilte alles. Und wenn die Gott im Himmel um etwas bat, so tat der's. Zu ihr wollte er jetzt beten.

Cilla hatte ihn damals, als die Mutter im Bade und der Vater in Tirol war, einmal mitgenommen in ihre Kirche. Er hatte ihr versprechen müssen, niemandem etwas davon zu sagen, und der Reiz des Geheimnisvollen hatte den Reiz jener Kirche erhöht. Eine unbewußte Sehnsucht zog ihn nach jenen Altären, wo die Heiligen prangten und wo man Gott, den man doch bitten soll wie einen Vater, leibhaftig schauen konnte. In der Kirche, die die Mutter zuweilen besuchte und in der er auch schon gewesen war, hatte es ihm nie so gut gefallen.

Jene Sehnsucht, die ihm wie ein Märchen im Sinn schwebte, kam jetzt mit Gewalt und lebendig über ihn. Ja, so hinknien können vor der lieben Frau, die reizender war als alle Frauen auf Erden sind, und kaum daß man seine Bitte vortrug, auch schon der Erfüllung gewiß sein, das war schön! Herrlich!

„Gegrüßet seist du, Maria!“ So fing der Cilla Gebet an; weiter mußte er es nicht, aber er wiederholte das viele Male. Und nun noch er wieder den Weihrauch, der die Kirche durchduftet hatte, hörte wieder das Schellchen der Wandlung, sah den Geweihten des Herrn, dem die prächtige Stola überm Messgewand hing, sich verneigen, bald links am Altar, bald rechts. Oh, wie er es den Knaben in den weißen Chorkemden neidete, die neben ihm knien durften! Seliger Wohlklang schwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach:

„Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio —“

so ähnlich hatten sie gesungen. Und dann hatte der Priester die strahlende Monstranz hoch erhoben, und alle Leute hatten sich tief gebeugt. „Qui vivis et regnas in saecula saeculorum!“ Ja, das Latein hatte er gut behalten! Das würde er auch sein Leben nicht vergessen!

Anstoßen hatte ihn die Cilla müssen und flüstern: „Komm, wer gehn jetzt“, sonst wäre er damals noch lange knien geblieben in der prächtigen und doch so heimeligen Kirche, in der nichts kalt war und fremd.

Wenn er doch wieder einmal hinkönnte! Cilla hatte es ihm freilich versprochen zu gelegener Zeit — aber sie sollte ja jetzt weg, und die gelegene Zeit würde nie kommen! Schade! Ein großes Bedauern erhob sich in ihm und zugleich ein Trost: nein, in die Kirche, wohin die Mutter ging und wohin die aus seiner Schule gingen, dahin ging er nicht!

Und er flüsterte wieder: „Gegrüßet seist du,

Maria“, und bei diesem Flüstern fingen die Tränen, die heiß und zornig über sein Gesicht gelaufen waren, an zu versiegen.

Er war aus dem Bett geklettert und hatte sich auf den Teppich davor niedergekniet, die zusammengelegten Hände in Anbetung erhoben, so wie er es bei den Engeln auf dem Altarbild gesehen hatte. Seine Augen waren glän-

zend und weit aufgeschlagen, sein Troß zerfloß in Hingabe.

Als er endlich ins Bett zurückstieg und die übergroße Müdigkeit seine Aufregung niederschlug und er einschlief, träumte er von der reizenden Jungfrau Maria, die wohlbekannte Büge trug, und fühlte sein Herz zu ihr entbrennen.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf von Werdenberg.

Ein Grafenschloß steht trotzig
Auf stolzer Bergeshöh',
Zu seinen Füßen träumet
Ein blauer Alpensee.
Verschwunden Graf und Ritter,
Vermodert Mann und Roß,
Des Efeus grüne Ranken
Umfah'n das graue Schloß.

Ringsum gespenstig stille
Des Lebens Odem ruht,
Doch mit der Dämmerung Schleier,
Da steigt es aus der Flut,
Im tiefen See erwachet
Aus langem Todesschlaf
Mit Knecht und Rittern Rudolf,
Zu Werdenberg der Graf.

Er schreitet aus der Tiefe
Mit wuchtig stolzem Schritt,
In schwerem Erz gewappnet,
Das Heer folgt seinem Triff.
Zur Schlacht! Zur Schlacht! Zum Sturme!
Ritter, den Berg hinan,
Mir nach, zum Kampf, zum Siege,
Ich breche euch die Bahn.

Nun, falscher Montfort, zittre!
Zersplittert fällt das Tor, —
Aus mancher Todeswunde
Quillt warm das Blut hervor. —
Herr Montfort liegt erschlagen;
Rings Wehruf und Gestöhn, —
Von Werdenberg, Graf Rudolf
Läßt Siegesbanner wehn.

Da wallen finstre Nebel
Hernieder feucht und schwer; —
Mit ihnen sinkt zur Tiefe
Der Graf samt seinem Heer.
Im Dunkel lautlos ruhet
Das Schloß, wie eine Gruft, —
Zum Efeu flüstert kosend
Der wilden Rose Duft.

Fritz Rohrer.

Werdenberg.

Von Gottlieb Binder.

Ein kurzweilig zwischen Haselstauden und Brombeeren, zwischen Wiesen und Bäumen berganführendes Sträßchen leitet zum eichenen Schloßtor. An den Mauern des wuchtigen Turmes bildet der alle Mauerlücken ausfüllende Efeu armdicke Stämme. Durch einen feingewölbten gotischen Lördurchgang gelangt man in den Burghof, der wohlthuend von Brunnenrauschen, Bienengesumm und stillem Blühen belebt wird. Aus den gotischen Fenstern des weißschimmernden Bergbaues schaut man hinab auf die wettergebräunte Miniaturstadt Werdenberg

mit dem Seelein und dem schön gelegenen Friedhof im Hintergrund. Die durch söhnige Luft verklärten Dörfer des Rheintals, die Bergmasse der drei Schwestern, des Galknis, der Scesaplana und der Bregenzerwald grüßen herauf, während gegen Westen hin die ausgedehnten Buchenwälder, die grünen Berghöhen mit den Maiensäffen und die trutzigen Kreuzberge als sehr wirkungsvolle Staffage das Bild abschließen. In den Zimmern und Korridoren des Schlosses findet sich an geschnitzten Kästen, Truhen und seltenen Himmelbetten (mit Kästchen)